Würde

Antoine de Torrenté

Asmara, Eritrea. Der Bus kriecht die paar sich durch die rote Erde windenden, von plumpen Agaven gesäumten Serpentinen hinauf. Oben auf dem Hügel über der Stadt, die im Morgennebel und Abgasdunst aus schlecht gewarteten Dieselmotoren fast verschwindet, liegt Haz Haz, das Spital für die Armen. Seit vier oder fünf Uhr morgens warten sie hier, sitzen auf den langen Bänken im Hof, manche sogar auf dem Boden. Ein auf den ersten Blick heiteres Bild: Sonnenschein, wunderschöne Hibiskussträucher, fast kein Lärm trotz der vielen Leute, schlanke Frauengestalten in weissen Baumwolltüchern neben ihren meist europäisch gekleideten Männern, einige wenige Kinder, viele noch ganz klein, auf dem Rücken ihrer Mütter festgebunden.

Heute steht für die Studierenden im dritten Jahr die Visite beim medizinischen Dienst auf dem Programm. Jeder bekommt einen Patienten zugeteilt, den er befragen, untersuchen und vorstellen muss. Wirklich guter Unterricht am Krankenbett.

Aber, kaum hat man die Schwelle zum ersten Raum überschritten, folgt der Schock: zunächst der Geruch, schal, süsslich, so stark, dass man glaubt, darin zu versinken; dann die unzähligen Fliegen, die sich überall breitmachen, auf den Gesichtern, den Speiseresten auf den Nachttischen, den kleinen, lebhaft blauen Nachttöpfen aus Plastik unter den Betten. Die Wände blättern ab, die meisten Fenster sind zerbrochen. Viele Leintücher sind mit grossen braunen Flecken übersät, fast wie mit einem Batikmuster, das da nicht hingehört; man darf sich gar nicht vorstellen, woher sie stammen. Unter den zerknitterten Decken, welche die Angehörigen mitgebracht haben, warten die Patienten geduldig, bis ein Pfleger, selten auch ein Arzt sich ihrer annimmt. Dass wir mit den Studierenden hier sind, bringt etwas Aufheiterung in ihren Alltag. Eigentliche medizinische Wunder sind hier versammelt: Fälle von miliarer Tuberkulose, Meningitis, Leberzirrhose mit Anasarka, urämischem Koma, Lymphom, Endokarditis, infektiösen Diarrhoeen, Pneumonien, AIDS sind allgegenwärtig.

Und hier strahlt mir Privilegiertem plötzlich wieder etwas ganz hell entgegen, das aus unseren blitzsauberen und technisch hervorragend ausgestatteten Spitälern zunehmend verschwindet: Würde. Die Patienten und ihre Angehörigen akzeptieren ihre Krankheit völlig; keine Klagen, kein Protest, kein Aufbegehren gegen ihr trauriges Los. Eine Frau hilft ihrem Mann, eine Tasse Milch zu trinken; der Mann ist so schwach, dass er es nicht mehr alleine fertigbringt. Ein kleines Mädchen versäumt ihren Schulunterricht und räumt statt dessen ihrer kachektischen Mutter, einer ehemaligen Soldatin im Krieg gegen Äthiopien, die mit AIDS und Lungentuberkulose von der Front zurückgekehrt ist, das Nachttischchen auf.

Woher nehmen all diese Menschen diese unglaubliche Abgeklärtheit? Ich weiss es nicht. So ist unsere Kultur, sagt mir einer der Studenten … Trotzdem, resigniert sind diese Menschen nicht. Sie kämpfen, wollen gesund werden, sind unendlich dankbar für die Aufmerksamkeit, die man ihnen entgegenbringt: ein Zwinkern, ein Lächeln, ein Kopfnicken. Die ausserordentliche Bescheidenheit ihrer äusseren Lebensumstände verleiht ihnen etwas Vornehmes.

Uns hier dagegen, fürchte ich, kommt diese Vornehmheit mehr und mehr abhanden, obschon wir eigentlich von allem mehr als genug haben. Wie beklagen und empören sich viele hier über Kleinigkeiten wie etwa ein zu wenig warmes Essen, eine etwas längere Wartezeit auf der Notfallstation. Natürlich sollte man in Haz Haz einiges verändern, die Böden waschen, die Mauern neu streichen, die Hygiene verbessern. Eigentlich bräuchte es so wenig …

Auf keinen Fall möchte ich damit das Elend rechtfertigen. Aber das Bild dieser schwachen Patienten, die mit so viel Mut und Würde ihrer Krankheit ins Auge blicken, wird mich stets begleiten. Wie könnten wir ihnen etwas näherkommen?